

»Ich erzähle, also bin ich« oder Die Nichtursprünglichkeit des Anfangs

Zu Barbara Frischmuths Münchner Poetik-Vorlesungen

Peter Clar

Lassen Sie mich am Beginn meiner Ausführungen kurz umreißen, was ich zu tun gedenke. Der thematischen Vorgabe dieses Sammelbandes folgend, werde ich mich mit der – und hier stocke ich zum ersten Mal – Poetik von – und hier stocke ich zum zweiten Mal – Barbara Frischmuth beschäftigen. Mein Steckenbleiben, das natürlich (auch) ein rhetorisches ist, lässt sich wie folgt begründen: Eine Poetik ist, glaubt man den Definitionen, ein Regelwerk, ein Lehrbuch der Dichtung.¹ Und nichts scheint mir ferner, als Frischmuths Münchner Poetik-Vorlesungen als ein Regelwerk, als ein Vor-Schreiben zu verstehen, vielmehr scheinen sie mir das Gegenteil zu sein, permanente Grenzüberschreitungen, zwischen den Literaturtraditionen des sogenannten Westens und Ostens, zwischen Traum und Wachen, zwischen Autor_innen und Leser_innen, zwischen Literatur und Literaturwissenschaft (»Literatur und Literaturwissenschaft – die Differenz zwischen ihnen ist Trug«²), zwischen Gestern und Heute und Morgen etc. Frischmuths Poetik-Vorlesungen sind zudem nicht nur Vor-, sind ebenso Nach- und Mitlesungen, sind Nach- und Umschreibungen von Vorgesprochenem, sind ein Nach-denken im zumindest doppelten Sinne. Womit wir schon beim zweiten Punkt sind, der mich stocken lässt: Denn die Texte Frischmuths sind nie die Texte Frischmuths allein, weil kein Text jemandes »eigener« Text ist, weil alle Texte immer schon Intertexte sind, Verweise auf etwas bereits Gesagtes, weil Sprache nie etwas Eigenes, immer schon etwas Angelerntes, von anderen Vermitteltes ist. »Ja«, schreibt Derrida, »ich habe nur eine Sprache, und die ist nicht die meinige.«³ In Frischmuths Poetik-Vorlesungen ist zudem diese, der Sprache / dem Schreiben immanente Eigenschaft auch noch taktisch verstärkt, indem sie besonders offensiv auf andere Texte zurückgreifen. Zudem ist Frischmuth selbst immer schon

¹ Vgl. hierzu u. a. Peter Clar / Matthias Schmidt (Hg.): *Trièdere 13. (Auto)Poetologien* (2/2015). Wien: 2015.

² Paul de Man: »Semiologie und Rhetorik«, in: Ders.: *Allegorien des Lesens*. Frankfurt / Main: Suhrkamp 1988, S. 31–51, S. 50.

³ Jacques Derrida: *Die Einsprachigkeit des Anderen oder die ursprüngliche Prothese*. [Paris: Galilée 1996]. München: Wilhelm Fink Verlag 2003, S. 13.

viele, einmal, weil jeder Mensch immer schon viele ist, weil schon die Subjektwerdung des Menschen ein Akt der Teilung ist – ich erinnere nur an Lacans berühmt gewordenes Bild des Spiegelstadiums: Erst in dem das Kind sich im Spiegel erkennt, wird es zum Subjekt, ist damit aber gleichzeitig seinem Spiegelbild unterworfen (subjicere), ist abhängig von einem Gegenüber, das nicht es selbst ist, einem Gegenüber, das aber ebenso von dem Kind abhängig ist.⁴ Zusätzlich ist die Autorin Frischmuth die Frischmuth vor dem Text ebenso wie jene in dem Text (auf vielfältige Weise, als Frischmuth am Titelblatt, als Stimme(n) im Text, als ›Ich‹) und nach dem Text, ist die Figur der Interviews ebenso wie die diversen Autorinnenfunktionen (um mit Foucault⁵ zu sprechen), ist Lesende, Schreibende, Beschriebene etc. pp. Es ist darum, dass ich den Namen Frischmuth in weiterer Folge mit Asterisk verseehe, der auf eben diese, mit jedem Autor_innenamen immer schon verbundene *Multipliiertheit*⁶ (um Bärbel Lücke zu paraphrasieren, die in dieser Wortneuschöpfung die Derrida'sche Falte (le pli) mithineinnimmt) der, dem Text scheinbar vorausgehenden Entität verweist und von mir, Peter Clar*, der Postkarte von Jacques Derrida* entlehnt ist, der seiner Unterschrift den Asterisk hinzufügt, weil er »ohne Zweifel mehrere« ist und »nicht so allein, wie ich es bisweilen sage«⁷. Aber ich überhole mich wieder einmal selbst. Meiner Einleitung folgend wird es nun um jene Texte Frischmuths gehen, die unter dem Titel *Traum der Literatur – Literatur des Traums*⁸ publiziert sind, wobei ich mich auf die Frage der Autor_innenschaft konzentriere. Ich werde dabei die Texte sowohl als literarische als auch als literaturwissenschaftliche Texte betrachten, ich werde also Frischmuth mit Frischmuth (schon wieder eine Teilung) lesen (und umgekehrt: Frischmuth mit Frischmuth).

Was aber heißt »der Einleitung folgend«? Geht denn die Einleitung, die ich gerade eben präsentiere, wirklich dem Text voran? Oder habe ich, wie in der Wissenschaft durchaus nicht unüblich, diese Einleitung erst geschrieben, als der Text abgeschlossen war? Ist also die Einleitung vielleicht dem Text gar nicht vorgängig, sondern folgt sie diesem nach? Und doch ist es für die Art und Weise, wie ich die Einleitung konstruiere, wichtig, dass sie eben am Beginn des Textes steht. Aber tut sie das wirklich? Hatte ich nicht eben behauptet sie gehe dem Text voran (oder folge ihm nach)? Dies würde ja eigentlich bedeuten, dass die Einleitung gar nicht Teil des Textes ist und daher außerhalb des Textes (also vor dem Text), aber nicht an seinem Beginn beziehungs-

⁴ Vgl. Jacques Lacan: »Das Spiegelstadium als Bildner der Ichfunktion, wie sie uns in der psychoanalytischen Erfahrung erscheint«, in: Ders.: *Schriften I*. Frankfurt/Main: Suhrkamp 1949/1991, S. 61–70.

⁵ Vgl. Michel Foucault: »Was ist ein Autor?«, in: Fotis Jannidis / Gerhard Lauer/ Matias Martinez / Simone Winko (Hg.): *Texte zur Theorie der Autorschaft*. Stuttgart: Reclam 1969/2000, S. 198–229.

⁶ Vgl. Bärbel Lücke: »Elfriede Jelineks ästhetische Verfahren und das Theater der Dekonstruktion. Von Babiland / Babel über Parsifal (Laß o Welt o Schreck laß nach) (für Christoph Schlingensiefels ›Area 7‹) zum ›Königinnendrama: Ulrike Maria Stuart«, in: Pia Janke & Team (Hg.): *Elfriede Jelinek: ›ICH WILL KEIN THEATER‹. Mediale Überschreitungen*. Wien: Praesens 2007, S. 61–83, S. 62.

⁷ Jacques Derrida: *Die Postkarte von Sokrates bis an Freud und jenseits*. 1. Lieferung: *Envois/Sendungen*. Berlin: Brinkmann & Bose 1982, S. 11.

⁸ Barbara Frischmuth: *Traum der Literatur – Literatur des Traums*. Wien: Sonderzahl 2009.

weise außerhalb des Textes (also nach dem Text), aber nicht an seinem Ende stehen kann ...

Es zeigt sich, dass eine Einleitung die Zeitlichkeiten verwirrt, sie überschreitet, durchkreuzt ›vorher‹ und ›nachher‹, damit aber unter anderem auch die Grenzen zwischen Autor_in und Leser_innen oder zwischen ›Außen‹ und ›Innen‹, und gleicht damit dem Derrida'schen Titel, wie dieser ihn in *Das Gesetz der Gattung*⁹ und in *Titel noch zu bestimmen*¹⁰ entwickelt. Gleich wie der Titel reagiert die Einleitung auf das, was gelesen wurde, nachdem es geschrieben wurde, und setzt damit bereits Vergangenes in die Zukunft, das Vergangene (das Geschrieben-Gelesene¹¹) nicht ident wiederholend – »weil sich im Prozeß der Wiederholung [immer] Fehler einschleichen und Sprünge und Fissuren«¹² – und es damit verändernd, beeinflussend, das Wieder(ge)holte gleichsam auslöschend (es gibt immer nur »Imitation ohne Original«¹³) und (durch) ein Ähnliches (er-)setzend, gleichsam als eine Kreisbewegung.

Mit der eben von mir vorgeführten Frage nach dem Beginn, setzt auch (setzt sie wirklich?) Barbara Frischmuths* erste Poetik-Vorlesung ein. »Wo anfangen?«¹⁴, heißt es da, eine Frage, die sich zugleich selbst beantwortet und damit auslöscht, eine Frage, die die Frage nach dem Beginn und zugleich der Beginn selbst ist. Oder doch nicht? Denn der Text / die Autorin / die Erzählerin widerspricht dem Text / der Autorin / der Erzählerin zugleich wieder: »Vielleicht doch beim Genuß, einem Begriff, unter dem soviel zusammenfällt.«¹⁵ Dieses Widersprechen passiert allerdings äußerst halbherzig, »[v]ielleicht doch beim Genuß« heißt es da und nicht etwa, selbstbewusst, wissend, eben vorschreibend (die Poetik als Regelwerk verstehend) »[B]eim Genuß«, also ganz ohne relativierendes »[v]ielleicht«. Die Stimme des Textes, die Erzählerin-Autorin (belassen wir es vorerst bei dieser provisorischen Doppelung, die zum einen den Anspruch des Textes als literarisches Werk, zum anderen den Anspruch des Textes als Äußerung einer ‚richtigen, echten Autorin‘ über ihr Literaturverständnis widerspiegeln soll) zeigt sich also schon von Beginn an als in-Frage-gestellte Autorität. Und noch etwas fällt auf, das dem »Vielleicht« folgende »doch«. Dieses nämlich verweist (oder: verweist zumindest auch) auf etwas vor dem Text, auf eine Idee, die vielleicht erwogen und dann *doch* nicht ausgeführt wurde, auf einen ersten Versuch, der vielleicht begonnen, dann aber aufgegeben wurde. Und wirklich: Kurz vor dem »Wo anfangen?« kommt der Genuss schon einmal

⁹ Vgl. Jacques Derrida: »Das Gesetz der Gattung«, in: Ders.: *Gestade*, Wien: Passagen 1994, S. 245–284.

¹⁰ Vgl. Jacques Derrida: »Titel noch zu bestimmen«, in: Ders.: *Gestade*, Wien: Passagen 1994, S. 219–244.

¹¹ Vgl. Julia Kristeva: »Bachtin, das Wort, der Dialog und der Roman«, in: Jens Ihwe (Hg.): *Literaturwissenschaft und Linguistik III*, Frankfurt/Main: Athenäum 1972, S. 345–375, S. 345–346.

¹² Anna Babka: *Unterbrochen – Gender und die Tropen der Autobiographie*, Wien: Passagen 2002, S. 18.

¹³ Judith Butler: *Das Unbehagen der Geschlechter*, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1991, S. 203.

¹⁴ Frischmuth: *Traum der Literatur*, S. 7.

¹⁵ Ebd.

ins Spiel, »VOM GENUSS DER LITERATURWISSENSCHAFT«¹⁶ heißt es da in der Überschrift. Aber ist die Überschrift bereits Teil des Textes oder geht sie dem Text nicht eher voran oder ist sie vielleicht sogar dem Text nachträglich hinzugefügt worden, nachdem die Vorlesung fertig gestellt worden war?

Nehmen wir einmal an, die Überschrift wäre nicht Teil des Textes, sondern ginge diesem voraus: Wie kann man dann wissen, dass sich das »doch« des »[v]ielleicht doch« gerade darauf bezieht – und nicht auf eine andere Äußerung oder gar einen nur gedachten (oder auch »nur nach-gedachten) Gedanken Frischmuths*? Wenn die Überschrift aber Teil des Textes ist, wieso muss die Autorin-Erzählerin dann die Frage »Wo anfangen?« stellen, obwohl der Anfang doch (wieder dieses »doch«) schon stattgefunden hat? Der Titel ist also sowohl Teil des Textes als auch nicht Teil davon, und »ließe er sich«, so Jacques Derrida, »dem Korpus, das er betitelt, inkorporieren, gehörte er ihm einfach als eines seiner internen Elemente, eines seiner Stücke an, so verlöre er Rolle und Wert eines Titels. Wäre er andererseits dem Korpus vollkommen äußerlich und abgetrennt von ihm [...] so wäre es kein Titel mehr.«¹⁷

»Wo anfangen?«, fragt also die Frischmuth*-Erzählerin-Autorin und hat *dabei* schon angefangen, und zugleich *damit* schon angefangen, ganz gleich wie der Traum, der zum einen erst zur Existenz kommt indem / während er geträumt wird, zum anderen aber immer schon begonnen hat, bevor wir ihn träumen, weil er seinen Beginn, seinen Ursprung, seine Wurzeln in der sogenannten Realität hat. Der Traum wurzelt nicht einfach nur in der Realität, in dem er dieser folgt, nein, der Traum entspringt dieser und verändert sie zugleich, fügt ihr etwas hinzu, »stellt ein Mehr an Bedeutung zu Verfügung«¹⁸, »ohne Traum«, schreibt Silvana Cimenti in ihrem Nachwort zu den Vorlesungen, »kein Wachen [...], denn das Träumen ist nicht nur für die Bewältigung des Wachen, sondern für dessen Existenz notwendig: das eine konstruiert das andere, jedes für sich ist nicht ohne das andere denk- und vorstellbar.«¹⁹

Aber nicht nur, dass das Eine nicht ohne das Andere vorstellbar ist (was in Frischmuths Texten auch an Hand anderer vermeintlicher Oppositionen wie Mann-Frau, Orient-Okzident, Islam-Katholizismus etc. gezeigt wird), sind das Eine und das Andere voneinander nicht mehr unterscheidbar, Traum und Leben und Leben und Traum verschwimmen miteinander – »die Grenzen zwischen Traum und Wachen [sind] nicht eindeutig festzulegen«²⁰ – und bringen einander hervor »[e]ine

¹⁶ Ebd.

¹⁷ Derrida: »Titel noch zu bestimmen«, S. 225.

¹⁸ Frischmuth: *Traum der Literatur*, S. 11.

¹⁹ Ebd., S. 124.

²⁰ Ebd., S. 21.

Welt träumt die andere und weiß es immer erst, wenn sie geträumt hat«²¹. Was Frischmuths* Text theoretisch behauptet, spielt er dabei zugleich durch (»dennoch möchte ich darum bitten, mein Spiel mitzuspielen«²²), nicht nur wird die durchaus verwirrende Unentscheidbarkeit, das Ineinander-Übergehen, das Miteinander-Verschwimmen von Traum und Wachen, von Fiktion und Realität (so wird z. B. Humpty Dumpty gleichberechtigt neben Ludwig Wittgenstein zitiert²³) von Autor_in und Leser_in etc. behauptet, nein, der Text selbst widerspricht sich in seinen Definitionen immer wieder selbst oder lässt die zahlreichen, herbeizitierten Texte einander widersprechen: »Und doch ist der Mensch es, der die Bilder erschafft«²⁵, heißt es über den Traum in der zweiten der fünf Münchner Poetik-Vorlesungen, mit »[d]er Traum ist älter als der Mensch [...]«²⁵, beginnt die dritte.

Frischmuths* Texte zeigen also gerade an sich selbst die Brüche, die Risse und Widersprüche, die jedem Text inhärent sind auf und hinterfragen damit den Wahrheitsanspruch von Texten im Allgemeinen sowie im Besonderen, sowohl jenen der zitierten Texte als auch jenen ihrer Texte selbst. Ganz wie bei Nietzsche ist dabei das Fehlen einer letztgültigen Wahrheit nicht nur kein Problem, sondern etwas Positives, »Epikur«, so heißt es in *Der Wanderer und sein Schatten*, »hatte jene wundervolle Einsicht, die heutzutage immer noch so selten zu finden ist, daß zur Beruhigung des Gemüts die Lösung der letzten und äußersten theoretischen Fragen gar nicht nötig sei«²⁶. Bei Frischmuth klingt das so: »Das Schöne am Gestrück aber ist, daß es sich mit ein paar Handgriffen wieder ganz und gar auftrennen läßt, also weit genug von jedem Anspruch auf Gültigkeit, geschweige denn Ewigkeit entfernt ist, um als Antwort auf die Frage nach der Literatur zu taugen, also fragen wir weiter.«²⁷ Indem die Texte aber nicht nur keine endgültigen Antworten anbieten, sondern gerade aufzeigen, dass immer mehrere Antworten, auch einander ausschließende, möglich sind, und zwar zeitgleich (Alice träumt den schwarzen König in jenem Moment, in dem er sie träumt), erfüllen sie, nebenbei bemerkt, das, was die Dekonstruktion der Literatur wie auch der Literaturwissenschaft selbst zuschreibt (beziehungsweise aus ihnen herausliest): Denn der Gestus der Literatur sei, so Werner Hamacher in Rückbezug auf Paul de Man, gerade nicht die Schlichtung, sondern vielmehr die Ausstellung der Spannung zwischen den verschiedenen Bedeutungen. Damit die Literaturwissenschaft überhaupt eine »Wissenschaft von der Literatur«²⁸ sein könne, müsse sie sich diesen Gestus aneignen.

²¹ Ebd., S. 26.

²² Ebd., S. 9.

²³ Vgl. ebd., S. 52.

²⁴ Ebd., S. 33.

²⁵ Ebd., S. 38.

²⁶ Friedrich Nietzsche: *Der Wanderer und sein Schatten. Zweiter und letzter Nachtrag zum Buch der freien Geister*. Köln: Anaconda 2012, S. 11.

²⁷ Frischmuth: *Traum der Literatur*, S. 12.

²⁸ Werner Hamacher: »Lectio: De Mans Imperativ«, in: Ders.: *Entferntes Verstehen*, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1998, S. 151–194, S. 175.

Wenn aber die Texte sowohl Untersuchungsgegenstände als auch ›Forschung‹ sind, erscheint der Autor/die Autorin, als scheinbarer Ursprung derselben schon alleine deshalb *multipliiert*, ist er/sie der/die Autor_in des literarischen Textes ebenso, wie Leser_in/Kritiker_in desselben. Autor_in und Leser_in verschwimmen ineinander, werden eins, und wieder-holen damit jene »vollkommene gegenseitige Durchdringung von Leser, Autor und Werk«²⁹, die Frischmuth* (die Leserin, die Nach-, Mit-, Neuerzählerin) aus Jean Pauls *Leben des vergnügten Schulmeisterlein Maria Wutz in Auenthal* heraus- und zugleich hineinliest.

Womit ich, salopp ausgedrückt, die Kurve gekratzt und es geschafft habe, tatsächlich zur Frage der Autor_innenschaft zu kommen. Wobei ich Autor_innenschaft mit underscore schreibe, also mich der gendergerechten Sprache bediene. Warum ich das betone ist nicht, um zu zeigen, wie ich eine Sprachform verwende, die in der Lage ist, Ausgeschlossenes, Marginalisiertes miteinzubeziehen, und die darum längst schon selbstverständlich sein sollte (und trotzdem von konservativen Kreisen bekämpft wird, als stünde das Ende des Abendlands bevor), sondern, weil es mir im abschließenden Teil meiner Überlegungen nicht darum geht, über die Frage des Schreibens als eindeutig weiblich markierte Autorin zu sprechen – wiewohl diese Fragestellung in Frischmuths* Poetik-Vorlesungen eine wichtige ist, sie vor allem das fünfte Kapitel *Der weibliche Traum* konturiert. Vielmehr geht es mir darum, noch kurz über die Frage von Autor_innenschaft in einem allgemeineren Sinn nachzudenken. Denn die Frage nach dem Anfang, nach dem Beginn eines Textes, wie sie Frischmuths* erste Poetik-Vorlesung stellt und wie ich sie, mit Frischmuths* erster Poetik-Vorlesung am Anfang, am Beginn meiner Arbeit gestellt und bisher eigentlich nicht beantwortet habe (achten Sie auf die Anachronie dieses grammatikalisch korrekten Satzes), ist immer auch die Frage nach der Autor_innenschaft, nach dem vermeintlichen Ursprung eines Textes. Ich möchte dabei weiterhin der Denkbewegung der Dekonstruktion folgen und diese als Lektürebrille (nicht als Methode, denn, so Derrida, die Dekonstruktion sei »im Grund genommen [...] keine Methode und auch keine wissenschaftliche Kritik«³⁰) für die Konzeption(en) der Autor_innenschaft in Barbara Frischmuths Poetik-Vorlesungen* verwenden, nicht ohne darauf hinzuweisen, dass auch andere, vor allem andere poststrukturalistische Autor_innenmodelle dafür geeignet wären. Kristevas Konzept der Intertextualität habe ich ebenso bereits erwähnt, wie den Namen Foucault, zu nennen wäre hier etwa auch

²⁹ Frischmuth: *Traum der Literatur*, S. 30.

³⁰ Florian Rötzer: *Französische Philosophen im Gespräch*. München: Boer 1987, S. 70 (= Interview mit Jacques Derrida).

Roland Barthes. Und man könnte vielleicht sogar weiter zurückgehen und einer Spur folgen, die Frischmuths Text sehr deutlich offenlegt, auf jener Freuds, der Autorschaft mit Spiel und Traum in Verbindung bringt.

Den meisten der postmodernen Autor_innenschaftstheorien gemein ist die Aufspaltung des Autors / der Autor_in – des, wenn man so will, ›Ichs‹ vor dem Text, in mehrere Instanzen. So geht Boris Tomaševskij in seinem 1923 erschienen Aufsatz *Literatur und Biographie* von verschiedenen ›Typen‹ von Autor_innen aus.³¹ Während für die kulturgeschichtliche Forschung das Interesse an der Autor_innenbiographie legitim sei, sei es für die Literaturwissenschaft nur dann legitimierbar, wenn das Leben der Autor_innen, wie im Falle Rousseaus und Voltaires, als Klammer für das Gesamtwerk diene³² oder wenn sie als vom Autor »selbst geschaffene Legende seines Lebens«³³ konstruiert sei und zwar egal, ob diese Legende nun den Tatsachen entspreche oder nicht. Wayne C. Booth wiederum führt einen »impliziten Autor« ein, der sich, sehr vereinfacht gesagt, zwischen dem / der realen Autor_in und dem / der Erzähler_in befindet und textintern funktioniert,³⁴ Kristeva konstruiert ihre_n Autor_in als Schreib-Lesende,³⁵ Foucault unterscheidet verschiedene Autor_innenfunktionen³⁶ etc. pp.

Diese Aufspaltung findet man auch bei Frischmuth*, »[w]enn wir träumen, heißt es, sind wir ganz bei uns, aber bei wem sind wir da?«³⁷, und fände man auch, so Paul de Man, in den Texten Maurice Blanchots und Georges Poulets:

Auch für Blanchot, der das Problem allerdings tiefer durchdacht hat [als Poulet; Anm.], wird das Verschwinden des Ichs zum Hauptthema seiner literaturkritischen Arbeiten. Während es unmöglich zu sein scheint, die Anwesenheit eines Ichs zu behaupten, ohne de facto seine Abwesenheit zu verzeichnen, bringt die Thematisierung dieser Abwesenheit erneut eine Form des Ichs ins Spiel, wenn auch in der äußerst reduzierten und spezialisierten Form eines Ichs als »Lektüre« als »Mitteilungsbewegung«. Und wenn der Akt des Lesens, potential oder aktual, wirklich ein konstitutiver Bestandteil der literarischen Sprache ist, dann setzt er eine Konfrontation zwischen einem Text und einer anderen Entität voraus, die vorgängig zur Erstellung des Textes existieren muß und bei der man wegen ihrer Unpersönlichkeit und Anonymität immer geneigt ist, sie mit vom Ichbegriff abgeleiteten Metaphern zu bezeichnen. Poulet, der den

³¹ Vgl. Fotis Jannidis / Gerhard Lauer / Matias Martinez / Simone Winko: »Einführung: Boris Tomaševskij: Literatur und Biographie«, in: Dies. (Hg.): *Texte zur Theorie der Autorschaft*. Stuttgart: Reclam 2000, S. 46–48, S. 47.

³² Vgl. Boris Tomaševskij: »Literatur und Biographie«, in: Fotis Jannidis / Gerhard Lauer / Matias Martinez / Simone Winko (Hg.): *Texte zur Theorie der Autorschaft*. Stuttgart: Reclam 2000, S. 49–61, S. 50.

³³ Ebd., S. 62.

³⁴ Vgl. Wayne C. Booth: »Der implizite Autor«, in: Fotis Jannidis / Gerhard Lauer / Matias Martinez / Simone Winko (Hg.): *Texte zur Theorie der Autorschaft*. Stuttgart: Reclam 2000, S. 142–152, S. 143.

³⁵ Vgl. Kristeva: »Bachtin, das Wort, der Dialog und der Roman.«

³⁶ Vgl. Foucault: »Was ist ein Autor?«

³⁷ Frischmuth: *Traum der Literatur*, S. 26.

Anspruch erhebt, für dieses allgemeine aber streng literarische Subjekt zu sprechen, behauptet, es besäße die Kraft, seine eigene zeitliche und räumliche Welt hervorzubringen. Es stellt sich jedoch heraus, daß das, was hier als Ursprung ausgegeben wird, stets von der vorgängigen Existenz einer Entität abhängig ist, die außer Reichweite des Ichs liegt, nicht jedoch außer Reichweite einer Sprache, welche die Möglichkeit eines Ursprungs zerstört.³⁸

Lassen Sie mich versuchen, ein wenig Licht in das Dunkel der de Man'schen Sprache zu bringen: De Man scheint in den Texten von Blanchot und Poulet die Setzung einer, der Texterstellung vorgängigen Entität auszumachen, einer Entität (also einem Sein), die dem Text zwar vorangeht, aber trotzdem streng literarisch ist – »der Autor [wird]«, so Frischmuth mit Handke, »zu einem Bestandteil der Literatur«³⁹. Es handelt sich also um eine Entität, die nicht immer schon war, sondern erst zur Existenz kommen muss – sehr salopp gesagt erinnert dieses Problem ein wenig an die Frage nach dem Huhn und dem Ei. »[O]b ihrer Unpersönlichkeit und Anonymität«, wird diese Entität von den Rezipient_innen beschrieben – und zwar mit »vom Ichbegriff abgeleiteten Metaphern«. Wichtig dabei ist, dass auch der/die Autor_in, die seine/ihre Texte liest und wiederliest, die seine/ihre Texte analysiert und bespricht – wie Frischmuth* ihr Fragment *Turk Turfey* oder den Traum vom 21. 3. 1965 – zu seinen/ihren eigenen Rezipient_innen zählt. In Bezug auf die Poetik-Vorlesungen wären diese Metaphern u. a. der Name ›Frischmuth‹ (am Titelblatt) oder Begriffe wie ›Bewusstsein‹ (›da Traum und Wachen vom selben Bewußtsein konstruiert werden«⁴⁰), ›Autorin‹ (›Wenn ich als Autorin [...]«⁴¹) etc.

Die ›Autorin‹, die dem Text vorangeht, ist also eine gemachte, eine literarische Figur, die von der Sprache abhängig ist. Die, in diesem Fall, ›Autorin Frischmuth‹ wird von der Sprache geschaffen (›aber eigentlich spricht die Sprache uns – und alles wird Text [...]«⁴²), von einer Sprache, deren Ursprung sie in klassischen Vorstellungen von Autor_innenschaft sein sollte und auch, aber eben nur *auch*, ist. Ganz ähnlich klingt das, wenn Frischmuth über den Traum / die Literatur spricht:

Ich träume viel [...]. Meine Träume lassen jede Art von Takt mir gegenüber vermissen [...]. Üblicherweise lassen sie mich durch eine sehr gemischte Welt geistern, die sich von ihren Ecken und Rändern her verzerrt, was zu

³⁸ Paul de Man: »Die Rhetorik der Blindheit: Jacques Derridas Rousseauinterpretation«, in: Ders.: *Die Ideologie des Ästhetischen*. Frankfurt/Main: Suhrkamp 1979 / 1993, S. 185–230, S. 188–189.

³⁹ Frischmuth: *Traum der Literatur*, S. 37.

⁴⁰ Ebd., S. 21.

⁴¹ Ebd., S. 75.

⁴² Ebd., S. 45.

immer neuen Perspektiven und Anlässen, mich zu produzieren und mich als Traumfigur zu erschaffen, führt.⁴³

Der Traum, der von der Träumerin, der, wenn man so will, ›Autorin des Traums‹ geträumt wird, erschafft ebenso die Träumerin, lässt sie herumgeistern (und führt schließlich sogar dazu, dass sie Gedanken mitnimmt, die dann in der Literatur verarbeitet werden). Deutlicher noch wird dieses Paradoxon bei jener Stelle, die ich im Titel meiner Ausführungen zitiere: »Ich erzähle, also bin ich«⁴⁴, heißt es da, Schehrezâd zitierend und in Anlehnung an das berühmte *cogito ergo sum* von Descartes, und die unbeantwortbare Frage, die daraus resultiert ist eben die nach dem Ursprung: Denn bevor das Ich erzählt muss es existieren, doch ist es erst die Erzählung, die das Ich überhaupt erschafft...

Was daraus resultiert ist die Erkenntnis, dass Frischmuths* Texte – wie Texte allgemein – niemals (vollständig) mit den Kategorien von An- und Abwesenheit erfasst werden können. Wie, laut Paul de Man, Jacques Derridas Rosseaulektüre gerade durch die Verwendung von ›Ichmetaphern‹ (zu denen er auch Begriffe wie »passiv«, »bewußt«, »absichtlich« etc. zählt) diese diskreditieren, verweigern auch Frischmuths* Texte die Antwort auf die Frage nach der den Texten vorgängigen Instanz, oder beantworten sie auf vielfache, widersprüchliche Weise, so dass die Antworten nicht als endgültige verstanden werden können. Wer aber spricht, wenn jene zwar vorgängige, aber nicht existente Entität dafür nicht in Frage kommt?

[Derridas] Ziel ist es [...] zu zeigen, daß ein wichtiger Teil von Rousseaus Aussage nicht mit den Kategorien von Anwesenheit und Abwesenheit erfaßt werden kann. Bei der entscheidenden Frage nach dem kognitiven Status der Sprache von Rousseau versagen diese Kategorien völlig. Derridas Absicht, ihren absoluten Wert als Grundlage metaphysischer Einsichten in Mißkredit zu bringen, ist damit erreicht. Solche Begriffe wie »passiv«, »bewußt«, »absichtlich« etc., die alle ein als Selbstanwesenheit gedachtes Ich voraussetzen, stellen sich als gleichermaßen relevant oder irrelevant heraus, wenn sie auf beiden Seiten der Unterscheidung von Anwesenheit oder Abwesenheit Anwendung finden. Dies spricht gegen die Begriffe und nicht gegen den Autor, der sie in einer der Parodie ähnlichen Absicht verwendet, um ihren Anspruch zu widerlegen, eine

⁴³ Ebd., S. 40–41.

⁴⁴ Ebd., S. 13.

allgemeine Unterscheidungsfunktion zu besitzen. Der Schlüssel zu dem Status der Sprache Rousseaus ist nicht in seinem Bewußtsein zu suchen, nicht darin, ob ihm sein Wissen mehr oder weniger bewußt war oder wie groß seine Kontrolle über die kognitive Kraft seiner Sprache war. Der Schlüssel kann nur in dem Wissen gefunden werden, dass diese Sprache als Sprache über sich selbst mitteilt, womit sie die Priorität der Kategorie der Sprache über die Kategorie der Anwesenheit behauptet – was genau die These Derridas ist.⁴⁵

Es ist also die Sprache selbst, die das Wissen über sich mitteilt – »Eine Sprache der Gewalt, um die Gewalt der Sprache zu demonstrieren«⁴⁶ – schreibt Frischmuth* über Hildegard von Bingen, und an einer anderen Stelle heißt es:

Merkwürdigerweise erinnere auch ich eine Art mich vollkommen durchdringender Schau, als ich zum ersten Mal den Zusammenhang zwischen einem gesprochenen Wort und seiner Bedeutung begriff. Ich war sehr klein und stand vor einem Kellerfenster, dessen Rundbogen zur Hälfte aus der Erde ragte, es war das Haus meiner Cousinen. Ich hörte das Wort »ja«, und plötzlich begriff ich, daß ich verstanden hatte, was es bedeutete.⁴⁷

Es ist das Wort, die Sprache, die sein / ihr Verstanden-Werden bedingt, nicht die Anwesenheit des Kindes Frischmuth*, es ist die Sprache, die sich selbst erklärt/schreibt – wie im Übrigen auch die Sprache seiende »Literatur [...] nun einmal aus Literatur«⁴⁸ entsteht.

Wenn aber die Sprache prioritär gegenüber der Anwesenheit ist, wie sie das zumindest behauptet, ist dann die Frage nach dem / der Autorin obsolet? Nein, denn zum einen widerspricht sich die Sprache auch selbst, trägt die Sprache (oder der Text), immer schon auch die eigene Dekonstruktion in sich: »Mir wird aber auch klar, was in den Haarrissen dessen, was eine Sprache nicht so präzise zum Ausdruck zu bringen im Stande ist, alles verborgen sein könnte.«⁴⁹ Zum anderen ist im gleichen Maße, wie der / die Autor_in von der Sprache gesetzt, ein sprachlich verfasstes Wesen ist, auch die Sprache vom Autor / von der Autorin abhängig – ich »lasse mir nicht ausreden«, so Frischmuth*, »daß es eine Rolle spielt, wer schreibt«⁵⁰. Es geht nicht darum, die Kategorie des / der Autor_in zum

⁴⁵ Vgl. de Man: »Die Rhetorik der Blindheit«, S. 203.

⁴⁶ Frischmuth: *Traum der Literatur*, S. 17.

⁴⁷ Ebd., S. 34.

⁴⁸ Ebd., S. 14.

⁴⁹ Ebd., S. 122.

⁵⁰ Ebd., S. 75.

Verschwinden zu bringen. Der/die Autor_in bleibt weiterhin präsent, allerdings um »den Preis [seiner / ihrer] buchstäblichen Wahrheit«.⁵¹

⁵¹ Paul de Man: »Rhetorik der Tropen (Nietzsche)«, in: Ders.: *Allegorien des Lesens*. Frankfurt/Main: Suhrkamp 1988, S. 146–163, S. 155.